

MARK LAMPRELL
Jede Liebe führt nach Rom

Autor

Mark Lamprell arbeitet seit Jahren für Film und Fernsehen. Die ewige Stadt Rom faszinierte ihn schon immer, sodass er nach seinem letzten Besuch beschloss, seinen nächsten Roman dort spielen zu lassen. »Jede Liebe führt nach Rom« ist sein erster Roman bei Blanvalet und begeistert die Leser weltweit. Noch vor Erscheinen hat er sich in 14 Länder verkauft.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet
und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

MARK LAMPRELL

Jede
Liebe führt
nach *Rom*

Roman

Deutsch von Sonja Rebernik-Heidegger

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel »A Lover's Guide to Rome« bei Allen & Unwin, Australia.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Mark Lamprell

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017

by Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Die Paperback-Ausgabe erschien unter dem Titel

»Via dell'Amore – Jede Liebe führt nach Rom«

Redaktion: Sabine Thiele

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: iStock.com/neirfy

DN · Herstellung: wag

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0756-6

www.blanvalet.de

Anmerkungen des Autors

Dieses Buch wurde – *en plein air* – vor allem auf den Straßen und Plätzen Roms und mit Blick auf die zahllosen Sehenswürdigkeiten geschrieben. Die Geschichte spielt an etwa dreißig verschiedenen Schauplätzen. Manche Dinge, wie etwa die Namen und das Interieur einiger Hotels, sind frei erfunden, alles andere entspricht jedoch der Realität.

Für Klay, für immer

Inhalt

Prolog	11
New York, New York	15
London	24
Leonardo da Vinci I	31
Alle Wege	40
Der heilige Christophorus und die Vicolo del Polverone	50
Piazza della Madonna dei Monti	61
Via dei Coronari	71
Die barmherzige Schwester der Via Margutta	78
Ponte Sant'Angelo	88
Via di San Simone	98
Hotel San Marco	107
Kolosseum	117
Arco di Santa Margherita	132
Die Spanische Treppe	147

Die Kunst der Cappuccini	159
Santa Barbara dei Librai	169
Stazione di Roma Termini – Giovanni Paolo II.	179
La Barbuta	189
Santa Barbara	202
Vatikan	211
Arco degli Acetari	222
Lungotevere degli Altoviti	234
Die Cestius-Pyramide und der protestantische Friedhof	245
Ein Ende in der Via Margutta	255
Un colpo d'aria	266
L'Angelo del Dolore – der Engel der Trauer	275
Leonardo da Vinci II	283
Die Anziehungskraft blauer Fliesen	292
Der Traum	305
Epilog: Drei Jahre später	312
Glossar italienischer Wörter und Phrasen	317
Danksagung	319

Prolog

»... jeder Mensch ist nichts anderes als eine Welle
im Raum, die sich von Minute zu Minute beständig
verändert, während sie sich weiterbewegt.«

NIKOLA TESLA

Lassen Sie mich Ihnen von Rom erzählen.

Roma, meine geliebte Stadt, die so alt ist, dass sie sogar *Die Ewige* genannt wird. Die Stadt, die immer schon war und immer sein wird. Sie ist ohnegleichen in ihrer Herrlichkeit und immerwährenden Gültigkeit, und doch komme ich nicht umhin, sie mit anderen Städten zu vergleichen.

New York, Paris, London – und so viele andere Großstädte – üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, doch Rom ist so voller Geschichten über Heilige und Sünder, Märtyrer und Monster, Liebende und Krieger, dass sie einen wie die Schwerkraft in ihren Bann zieht.

Wer lange genug auf den Piazzes und unter den Denkmälern verweilt, fühlt sich gleichzeitig verloren und geborgen, gefangen genommen von ihrer Geschichte und verzaubert von ihrer langsam zerbröckelnden Schönheit.

Einst als bombastischer, geradezu grotesker Traum einer Stadt erbaut, widerlegt Rom den Irrglauben, die Realität werde von Realisten bestimmt. Niemand tritt unverändert aus dieser Stadt hervor.

Und sie bleibt für immer in den Herzen ihrer Besucher.

Hören Sie genau hin, und Sie werden erkennen, dass die Säulen der Gebäude wie die Saiten einer Harfe ertönen, von jenen zum Klingen gebracht, die vor Ihnen von der Stadt verzaubert wurden. Von Cäsaren, Päpsten, Despoten, Träumern, Wissenschaftlern, Künstlern und Liebenden. Werfen Sie einen Blick auf das, was sich hinter den Meisterwerken verbirgt, und Sie werden sehen, dass es hier nichts Alltäglichen zu entdecken gibt. In Rom ist sogar die Gosse wunderschön.

Rom ist ein Ort, an dem Leidenschaft entsteht, an dem die Sinne Feuer fangen und Liebende sich in die Arme fallen.

Es erscheint magisch, aber ich werde Ihnen verraten, was in diesen Momenten wirklich passiert.

Woher ich das weiß?

Ich bin schon von Beginn an hier.

Ich war da, als Romulus Remus tötete.

Ich war da, als Augustus die Stadt in Marmor hüllte.

Ich war da, als Petrus aus Liebe zu Christus kopfüber gekreuzigt wurde.

Ich war da, als sich Michelangelo aus Liebe zu seiner Kapelle gegen den Papst auflehnte.

Ich war da, als Christina von Schweden aus Liebe zu ihrem Glauben ihr Königreich aufgab.

Ich bin hier, und ich werde noch hier sein, lange nachdem Sie bereits wieder verschwunden sind.

Hätte ich eine Visitenkarte, würde darauf wohl das Wort »Quantenmechaniker« stehen, doch die Klassizisten unter Ihnen haben meine wahre Bestimmung womöglich bereits erraten. In der modernen Welt bin ich längst vergessen, doch in der Antike war ich als *genius loci* – als Geist des

Ortes – bekannt und dazu da, die Menschen, die sich an diesem Ort aufhielten, zu inspirieren und vor neue Herausforderungen zu stellen.

Manche meiner Kollegen geben vor, Leonardo da Vinci oder auch Caravaggio zu ihrer Brillanz verholphen zu haben. Ich jedoch kann nichts dergleichen behaupten. Ich lebe in den Straßen und Mauern Roms, und auch wenn meine Anwesenheit die Schönheit der Stadt noch mehr zum Strahlen bringt, ist dies doch nur ein Nebenprodukt meiner wahren Bestimmung, die sich schon seit jeher den Verwirrungen und Mysterien des Herzens verschrieben hat.

Um genau zu sein, bin ich wohl ein *Geist der Liebe*.

Und nun kommen Sie mit – so Sie geneigt sind –, und sehen Sie mir bei der Arbeit zu.

Machen wir uns zunächst in die entferntesten Winkel der Welt auf, um nach geeigneten Spielfiguren zu suchen ...

New York, New York

»Willst du mir wohl sagen, wenn ich bitten darf, welchen Weg ich hier nehmen muß?«

»Das hängt zum guten Theil davon ab, wohin du gehen willst«, sagte die Katze.

LEWIS CAROLL, ALICE IM WUNDERLAND

Staubkörner tanzten im Sonnenlicht, das durch die hohen, südlich ausgerichteten Fenster fiel. Sie stießen über dem Kopf des alten Mannes zusammen und taumelten weiter, im Chaos versunken und gleichzeitig einer geheimen Choreografie folgend, beständig und doch vergänglich. Manche sanken zu Boden, doch genauso viele zog es ohne erkennbaren Grund nach oben, und Alice fragte sich, warum die Gesetze der Schwerkraft eigentlich nicht auch für Staubkörner galten.

Die Geräusche der Stadt und ihres lebhaften Verkehrs drangen von draußen in das Büro ihres Professors, und auch wenn sie sich ziemlich sicher war, dass sie sich in New York befand, hatte sie immer wieder das Gefühl, dass es auch noch eine andere Stadt gab, die zwar sehr nahe, aber aufgrund einer Störung der Wahrnehmung nicht zu erkennen war.

In dieser anderen Welt würde sie nicht danach beurteilt, ob sie klug war oder nicht, denn die allgemeinen Gesetze – wie etwa jenes der Schwerkraft, das sich vor ihren Augen gerade selbst widerlegte – galten dort nicht. An diesem Ort gab es schlichtweg keine Regeln, und sie sehnte sich manchmal danach, dorthin zu reisen.

Professor Stoklinsky hob mit einem Lächeln in den Augen den Blick. Seine Haare standen ihm zu Berge, und er strahlte große Weisheit aus. Alice machte sich bereit für das, was er gleich sagen würde. Doch er schwieg und wandte seine Aufmerksamkeit wieder ihrer Arbeit zu.

Sein prüfender Blick machte ihr Angst. Er erwartete so viel von ihr. Er behandelte sie, als wäre sie etwas Besonderes, doch wenn Alice im reifen Alter von neunzehn (beinahe zwanzig) Jahren etwas ganz genau wusste, dann, dass sie eben gerade nichts Besonderes war. Sie wusste es, weil sie in eine Familie voller außergewöhnlicher Menschen hineingeboren worden war.

Ihre Mutter war der aufgehende Stern des Ballettensembles der BalletMet von Ohio gewesen, bis sie während einer Probe für den *Nussknacker* durch eine ungesicherte Falltür in der Bühne fiel und sich dabei neununddreißig der zweiundfünfzig Knochen in ihrem Fuß brach. Während des langwierigen Heilungsprozesses begann sie Jura zu studieren, und nun war sie geschäftsführende Partnerin einer äußerst erfolgreichen Rechtsanwaltskanzlei an der Wall Street. Alices Vater war ein angesehener Augenarzt, der seine Freizeit in Indien verbrachte, um Menschen das Augenlicht zurückzugeben, die keinen Zugang zu angemessener ärztlicher Versorgung hatten oder sich diese nicht leisten konnten. Ihrem älteren Bruder, der ihrem Vater in die Medizin gefolgt war, war das renommierte Rhodes-Sti-

pendium der Universität von Oxford verliehen worden. Im Moment machte er gerade eine Ausbildung an der Mayo Clinic zum Facharzt für Nierenheilkunde. Und Alices jüngere Schwester hatte erst vor Kurzem während ihres ersten Jahres in Harvard mit dem Gewinn des Jacob-Wendell-Stipendiums aufhorchen lassen. Sämtliche Mitglieder ihrer Familie hatten also ohne viel Anstrengung Erfolg in den meisten Dingen, die sie sich vornahmen.

Alice hingegen eher nicht. Sie hegte keine besondere Leidenschaft für irgendein besonderes Gebiet, abgesehen von ihrer Angewohnheit, die farbliche Schattierung, Sättigung und Intensität eines jeden Gegenstandes zu kategorisieren, den sie zu Gesicht bekam.

Sie konnte sich noch gut erinnern, wie sie sich als kleines Mädchen in dem weitläufigen, begehbaren Kleiderschrank ihrer Mutter versteckt hatte, um deren Kleider nach ihrem Platz im Farbspektrum zu ordnen. Sie hatte mit den Blusen begonnen. Dunkelviolett, Lila, Blau, Grün, Limone, Gelb, Creme, Orange, Rot, Dunkelrot. Und zum Schluss hatte sie die weißen Blusen zwischen die gelben und die cremefarbenen gehängt, auch wenn sie wusste, dass Weiß eigentlich nicht zum Farbspektrum gehörte. Ihre Mutter war anfangs ehrlich entzückt gewesen, doch als Alice auch die Schränke ihrer Geschwister neu sortiert hatte, hatte sie sie auf Autismus testen lassen.

Mit vierzehn hatte sich Alice schließlich um einige Jahre älter gemacht und einen Teilzeitjob in einer Boutique in der Nähe der Madison Avenue ergattert. Nadine, die Besitzerin des gleichnamigen Ladens, hatte das außergewöhnliche Gespür für Farben ihrer neuen Aushilfe rasch erkannt, ebenso wie die Kundinnen, die jedes Mal Alice um Rat fragten, bevor sie etwas kauften. Nadine nahm Alice sogar

zur Fashion Week in Chicago mit, um für die neue Saison einzukaufen, und Alice genoss es, endlich in einer Sache gut zu sein. Ihr Selbstbewusstsein stieg und mit ihm auch die Anzahl ihrer Freunde.

Im letzten Schuljahr nahm Alice schließlich allen Mut zusammen und lud ihre neue beste Freundin Manuela zu sich nach Hause zum Abendessen ein. Nachdem Manuela gegangen war, stellte Alices Mutter fest, dass diese ziemlich dicke Knöchel hatte. Ansonsten verlor sie kein weiteres Wort über den Abend. Am nächsten Tag erzählte Manuela in einem sehr humorvollen Monolog all ihren Freunden in der Schulkantine, wie ihre lebhafteste Freundin Alice zu Hause zu einer grauen Maus mutierte. Alice verdrehte die Augen und lachte gemeinsam mit den anderen, doch ihre Wangen brannten.

Bei einer Cocktailparty zu Ehren ihres Bruders, der gerade aus Oxford zurückgekehrt war, erwähnte ein Kollege ihrer Mutter, dass er gesehen hatte, wie Alice in einem Laden in der Madison Avenue verschwand. Alice wollte bereits zugeben, dass sie seit mittlerweile beinahe vier Jahren in dem Geschäft arbeitete, doch ihre Mutter unterbrach sie eilig und erklärte, dass sich Alice als freiwillige Museumsführerin im Metropolitan Museum of Art beworben hatte und vermutlich deshalb an der Upper East Side gewesen war. Das war natürlich eine Lüge – Alice und ihre Mutter hatten bloß ein einziges Mal über diese Möglichkeit gesprochen –, und Alice wollte schon Einspruch erheben, doch der stählerne Blick ihrer Mutter brachte sie zum Schweigen. Also nickte sie teilnahmslos und verschluckte sich beinahe an der plötzlichen Erkenntnis, dass sie tatsächlich eine ziemliche Enttäuschung für ihre Familie darstellte und dass das, was sie tat, im Vergleich zu den Tätigkeiten der anderen

Familienmitglieder belanglos war. Weshalb wohl auch sie selbst vollkommen bedeutungslos war und die Familie bloß blamierte. Es war eine plötzliche und auch äußerst niederschmetternde Erkenntnis.

Einige Tage später kündigte Alice, und Nadine drückte sie an ihren eindrucksvollen Busen und weinte. Alice erinnerte sich vage daran, dass sie als Kind ebenfalls einmal auf diese Weise umarmt worden war, doch sie konnte nicht mehr sagen, wo und wann es geschehen war. Sie schloss ihr letztes Schuljahr mit mittelmäßigen Noten ab und ging nicht auf ihren Abschlussball, obwohl sie sich zuvor noch acht Meter ultramarinblaue Spitze für ein Kleid gekauft hatte.

Während eines Kurzbesuchs zu Hause fiel Alices Vater auf, dass seine Tochter irgendwie verschlossen wirkte. Er sprach mit ihrer Mutter darüber, die daraufhin eine Vereinbarung mit einem jungen Mann aus ihrer Kanzlei vereinbarte, der gerade zum Juniorpartner ernannt worden war. Daniel war zehn Jahre älter als Alice und ein cleverer Prozessanwalt, dem es allerdings noch immer anzumerken war, dass er in seiner Jugend gestottert hatte. Er hatte irritierend lange Wimpern und wäre vielleicht sogar auf gewisse Weise attraktiv gewesen, wenn seine Ohren nicht so außergewöhnlich groß gewesen wären.

Wenn er über meine roten Haare hinwegsehen kann, dachte Alice, dann werde ich mich auch an seine Ohren gewöhnen.

Alices Mutter war hochofren über ihre Beziehung, und Alice erkannte, dass Daniels Gunst ihr Ansehen nicht nur wiederhergestellt, sondern sogar noch gesteigert hatte. Sie sonnte sich in der ungewohnten Aufmerksamkeit ihrer Mutter und merkte erst jetzt, wie leer sie sich ohne sie gefühlt hatte, weshalb sie Daniel auch über die Maßen dankbar war. Als es schließlich Zeit wurde, sich für eine

weiterführende Ausbildung zu entscheiden, war es Daniel, der Alice sanft davon abriet, in Mailand Design zu studieren und sich stattdessen an der Parsons School of Design in New York zu bewerben, sodass sie sich weiterhin jeden Tag sehen konnten. Leider war Alice so nervös, dass sie ihr Vorstellungsgespräch in den Sand setzte und keinen Platz bekam. Daniel war schon drauf und dran, das Institut zu verklagen, doch Alice wollte kein Aufhebens machen und schrieb sich eilig an einer kleinen Akademie für bildende Künste ganz in der Nähe ein, die sich auf 3D-Design und 3D-Druck spezialisiert hatte, was ihr später vielleicht einmal zugutekommen würde, wenn sie selbst Kleider entwarf und herstellte.

Und deshalb war Alice also an jenem Morgen, zwei Jahre später, aus ihrem warmen Bett in dem Loft gekrochen, das sie sich mit Daniel teilte, und stand nun mit einem flauen Gefühl im Magen in Professor Felix Stoklinskys Büro. Der alte Mann hob erneut den Blick von ihrer Arbeit, und dieses Mal schien es, als erwartete er eine Erklärung von ihr.

Sie hatte drei schuhkartongroße Modelle als Abschlussarbeit für den Bildhauerkurs im zweiten Studienjahr eingereicht, und wenn der Professor die Entwürfe absegnete, würden diese im dritten und letzten Jahr die Grundlage für drei sehr viel größere Bronzeskulpturen bilden.

Das erste Modell zeigte ein junges, eng umschlungenes Paar, und plötzlich wirkte es auf Alice wie ein Abklatsch von Rodins *Kuss*, der es auch tatsächlich war. Alice bemühte sich, ruhig zu bleiben, denn jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um in Panik zu geraten. Sie hatte diese Präsentation mit Daniel geprobt, denn er war es gewesen, der überhaupt erst auf die Idee gekommen war. Sie hatte keine Ahnung gehabt, was sie einreichen sollte, und so hatten sie sich ihre

Arbeiten aus dem vergangenen Jahr gemeinsam angesehen und für jedes Stück eine Pro- und Kontraliste erstellt. Nachdem sie sich für drei Skulpturen entschieden hatten, erklärte ihr Daniel, dass sie jetzt noch ein Konzept finden müsse, das die Arbeiten miteinander verband.

Alice räusperte sich und deutete ausladend auf das Rodin-Modell, wobei sie sich irgendwie fühlte wie eine Verkäuferin auf dem Shoppingkanal. »Glückseligkeit: die erste Stufe. Zwei Menschen treffen sich. Verlieben sich. Es ist ... Glückseligkeit«, erklärte sie.

Der Professor erwiderte nichts.

Alice ging zu dem zweiten Modell weiter: zwei Liebende mittleren Alters, die einander in den Armen hielten, ihre ausdruckslosen Gesichter allerdings voneinander abgewandt hatten. Alice fragte sich plötzlich, was um alles in der Welt sie dazu gebracht hatte, dieses seltsame Stück auszuwählen. Aber sie blieb ihrem Plan treu. »Zweifel: die mittlere Stufe«, fuhr sie fort. »Die Euphorie ist verflogen. Das Paar muss hart dafür arbeiten, damit die Beziehung funktioniert. Eifersucht, Langeweile, Enttäuschungen ... das alles erfüllt die beiden mit Zweifel.«

Der Professor nickte. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Alice hielt ihre Hände hinter dem Rücken umklammert, während sie zum dritten Modell weiterging: Ein alter Mann mit schmerzverzerrtem Gesicht, der den leblosen Körper einer Frau in den Armen hielt. Michelangelos *Pietà* mit vertauschten Rollen und einem modernen Touch. Es erschien ihr plötzlich schrecklich belanglos. Doch sie unterdrückte ihre schlimmsten Befürchtungen und sprach weiter. »Verlust: die letzte Stufe«, erklärte sie. »Am Ende verliert der eine den anderen.«

»Immer?«, hakte der Professor nach.

»Immer«, erwiderte sie. »Sie finden jemand anderen, sie verlassen einander oder einer der beiden ... stirbt.«

»Das ist also Ihre Theorie? Dass jede Liebe tragisch endet?«

Alice hatte das Gefühl, sich gleich übergeben zu müssen. Sie presste die Lippen aufeinander und nickte.

Der Professor sah ihr in die blassgrünen Augen. In diesem Alter waren sie alle entzückend, doch dieses Mädchen war etwas Besonderes. Sie erinnerte ihn an eine marmorne Venus, die im Gegensatz zu ihren ausgelassenen Studienkollegen noch nicht ganz zum Leben erwacht war. Er wusste aus jahrelanger Erfahrung, dass tief im Verborgenen ein Feuer in ihr loderte, doch er befürchtete, dass sie sich nie auf die Suche danach begeben würde, weil einfach nicht die Notwendigkeit dazu bestand. Sie war auf eine Art und Weise schön, die ihr sämtliche Türen öffnen und es ihr erlauben würde, an der Oberfläche durchs Leben zu treiben, solange sie Gefallen daran fand.

»Was machen Sie in den Sommerferien?«, fragte er ohne jeglichen Zusammenhang.

»Ähm ... wie bitte?«

»Was machen Sie in den Ferien? Werden Sie verreisen?«

»Ich ... ich weiß es noch nicht.«

»Ich will, dass Sie von den gewöhnlichen Pfaden abweichen. Und ich will, dass Sie etwas tun ...« Der alte Mann zog ihre Hände hinter ihrem Rücken hervor, sagte: »Etwas, das vollkommen außergewöhnlich ist und Sie mit sich reißt«, und schleuderte sie dabei nach oben.

Er lächelte freundlich, doch Alice spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Nun hatte sie ihn auch noch enttäuscht. Sie hatte es so satt. Sie hatte es satt, ständig alle zu enttäuschen. Sie hatte es satt, eine solche Idiotin zu sein. Doch plötzlich wusste Alice genau, was sie zu tun hatte.

Sie dachte, fortzugehen wäre allein ihre Idee gewesen, denn sie hatte keine Ahnung, dass eine Kraft, die stärker war als sie, sie nach Rom rief. Im Grunde wurde sie sogar in die ewige Stadt *beordert*.

Und zwar von mir.

London

»Nicht einmal das Alter liebt den Tod.«

SOPHOKLES

Der Eiffelturm zitterte und bebte und bewegte sich schließlich die Holland Park Avenue hinunter. Lizzie sah von dem riesigen Erkerfenster in der Zweitwohnung ihres toten Bruders aus zu, wie der leuchtend rote Doppeldeckerbus mit dem Bild von Paris an der Seitenwand durch eine Schar Tauben pflügte. Sie stoben in die Luft und verteilten sich in sämtliche Windrichtungen. Einer der Vögel schoss über eine Platane hinweg und kam direkt auf Lizzie zu. Sie wich kaum merklich zurück, weil sie Angst hatte, er würde gegen die Scheibe stoßen, doch der Vogel landete mit einem eleganten Flattern auf dem Steinsims direkt vor ihr. Lizzie und die Taube musterten einander und neigten dabei beide den Kopf von einer Seite zur anderen.

Sie war keine Schönheit – und war es auch nie gewesen –, dennoch versprühte die grauhaarige, neunundsiebzigjährige Lizzie Lloyd-James in ihrem dunkelvioletten Trauerkleid ein Funkeln, dem nicht zu widerstehen war. Zugegeben, sie wusste natürlich selbst, dass Trauerklei-

der nicht *dunkelviolet*t, sondern schwarz waren, doch in Schwarz sah sie selbst aus wie eine Leiche, weshalb sich die Farbe erübrigt hatte.

Lizzie wandte sich an die Taube: »Henry will nach Rom.« Ihre Stimme hatte den schneidenden Klang britischer Oberschicht. Der Vogel neigte den Kopf.

Aus dem dunklen Zimmer hinter Lizzie drang eine Stimme, deren Besitzerin man ihre Herkunft aus dem ländlichen Gebiet um Bristol noch immer anhörte. »Ein Kurztrip nach Rom. Um uns auf andere Gedanken zu bringen.«

Lizzie hielt das abgewetzte, mit der Schreibmaschine geschriebene Blatt Papier ins Licht. Sie suchte in ihren Taschen nach ihrer Lesebrille, ehe ihr bewusst wurde, dass sie an einer Kette um ihren Hals hing. Sie setzte sie auf und schob sie die Nase hoch und wieder hinunter, bis sie endlich etwas erkennen konnte.

»Er will anscheinend zu irgendeiner Brücke ...«

Wieder erklang die zweite Stimme: »Zur Ponte Sant'Angelo.«

»Ja, genau, zu der Brücke mit den Engeln«, erwiderte Lizzie und blickte mit zusammengekniffenen Augen auf den Brief. »Laut diesem Schreiben habt ihr euch dort kennengelernt.«

»Ja, das stimmt«, bestätigte Constance. »Mein Gott!«

Lizzie wandte sich um und warf über ihre Brille hinweg einen Blick auf die mit Ringen geschmückte und von blauen Adern überzogene Hand, die gerade aus dem Dunkel des Ohrensessels aufgetaucht war. Sie überließ die Taube ihrem Schicksal, durchquerte das Zimmer und drückte der Ehefrau ihres toten Bruders den Brief in die Hand.

Die achtundsiebzigjährige Constance Lloyd-James war, im Gegensatz zu ihrer Schwägerin, immer schon eine wahre

Schönheit gewesen und war es trotz der Trauer, die sie in letzter Zeit durchlebt hatte, auch jetzt noch.

Sie war die Tochter einer ursprünglich der Arbeiterklasse zugehörigen Unternehmerfamilie, die im Lauf der Jahre ein Vermögen damit verdient hatte, das Gebiet um den Hafen von Bristol neu aufzubauen, nachdem dieser für britische Handelsschiffe an Bedeutung verloren hatte. Das erwirtschaftete Geld hatte Constance eine universitäre Ausbildung in London und Rom ermöglicht, und dank ihrer Schönheit hatte sie es schließlich geschafft, in eine – wenn auch eher unbedeutende – Adelsfamilie einzuheiraten. Das war zu Beginn der Swinging Sixties gewesen, einer Zeit, in der über sämtliche Gesellschaftsschichten hinweg darauf beharrt wurde, dass es keine Klassen mehr gab, auch wenn es in Wahrheit natürlich immer noch der Fall war.

Constance machte sich das Talent ihrer Familie auf dem Gebiet der Grundstückserschließung und -entwicklung zunutze und half ihrem Mann, sein bereits schwindendes Vermögen doch noch zu vermehren. Während die beiden immer reicher wurden, beschlossen sie, sich einer Kampagne zur Unterstützung zeitgenössischer britischer Künstler anzuschließen und deren Werke zu erstehen. Aus diesem Grund besaßen die beiden am Ende eine unbezahlbare Sammlung an Gemälden, Skulpturen und Installationen, zahlreiche Immobilienkomplexe in London und einige biologische Landwirtschaftsbetriebe in Devon und Cornwall.

»Wie geht es dir, mein Mädchen?«, fragte Lizzie. Sie nannten einander »*mein Mädchen*«, seit sie sich mit Anfang zwanzig kennengelernt hatten, auch wenn Lizzie den Grund dafür vergessen hatte. Vermutlich war es bloß als ironisches, präfeministisches Statement gedacht gewesen. Lizzie hatte die kluge und schöne junge Frau von Anfang an gemocht.

Sie liebte die Art, wie ihr großer Bruder vor Glück strahlte, wenn Constance in seiner Nähe war, aber vor allem gefiel ihr, wie ihr Vater vor Schreck seinen Tee zurück in das edle Porzellan gespuckt hatte, als Henry bekannt gegeben hatte, dass er Constance heiraten wollte, und sie würde nie das Entsetzen auf dem Gesicht ihrer Mutter vergessen, als diese konsterniert angemerkt hatte: »Aber sie spricht wie eine *Piratin!*«

Lizzie strich Constance über die Haare und ließ ihren Blick durch das dämmerige Zimmer schweifen. Sie sah ihr eigenes trübes Spiegelbild in dem riesigen venezianischen Spiegel über dem Kamin, und es gefiel ihr überhaupt nicht.

»Wer ist diese alte Frau bloß?«, fragte Lizzie den Geist, der ihr mit zusammengekniffenen Augen entgegenstarrte.

»Weißt du, manchmal sehe ich meine Lachfalten und frage mich, was um alles in der Welt an meinem Leben eigentlich so witzig war«, erwiderte Constance.

Lizzie lachte.

Constance erhob sich aus dem Stuhl, und ihr Gesicht tauchte neben der lachenden Lizzie im Spiegel auf. Constance verzog das Gesicht.

»Was ist los?«, fragte Lizzie.

»Dein Lachen. Es erinnert mich so sehr an ihn«, erwiderte ihre Schwägerin.

Lizzie nahm ihr den Brief ab. »Er hat sehr genaue Anweisungen hinterlassen, wo wir ihn hinbringen und was wir tun sollen. Es ist wirklich ziemlich seltsam.«

»Er war eben ein seltsamer Mann«, erwiderte Constance schlicht.

»Das ist wahr.«

»Und wir haben ihn dafür geliebt.«

»Das ist wahr.«

Lizzies Unterlippe begann zu zittern, und sie wandte sich eilig ab, ehe Constance merkte, dass sie einen Moment lang die Contenance verloren hatte. Aber Constance war es natürlich trotzdem aufgefallen.

»Komm schon, mein Mädchen«, meinte sie brüsk. »Wozu soll das gut sein?«

Einige Tage später lenkte Robert, Henrys Chauffeur, den dunkelblauen Jaguar durch die Straßen und über die Kreisverkehre, die den Flughafen Heathrow wie ein Netz moderner Stadtgräben umgaben, ehe er schließlich vor der Abflughalle anhielt. Constance folgte Robert, der ihr Gepäck trug, ins Gebäude.

Ein netter junger Mann öffnete Lizzie die Autotür, und sie wies ihn an, Robert mit ihrem Gepäck zu folgen. Der junge Mann versuchte gerade, ihr zu erklären, dass er kein Flughafenangestellter, sondern bloß ein gewöhnlicher Reisender war, als Constance panisch an Lizzie vorbeistürzte. Lizzie ließ den jungen Mann stehen und folgte ihr.

»Was ist denn los, mein Mädchen?«

»Henry. Ich habe ihn im Auto vergessen.«

Und das hatte sie tatsächlich. Henrys Asche befand sich in einem einfachen, wiederverwertbaren, braunen Pappkarton, den er sich selbst vor seinem Tod ausgesucht hatte, und der fest angeschnallt auf dem Beifahrersitz des Jaguar stand. Robert eilte ebenfalls herbei. Er war entsetzt, dass er nicht nur die Asche seines äußerst geschätzten Arbeitgebers vergessen, sondern auch das Auto unversperrt zurückgelassen hatte, sodass sie jederzeit hätte gestohlen werden können. Constance beruhigte Robert und erteilte ihm freundlich die Absolution. Sie waren alle sehr nervös. Es war ein großer Tag. Robert nahm sich die Freiheit, Constance zu umarmen,

was diese mit Würde ertrug, wie Lizzie bemerkte. Danach folgte ein kurzes und etwas unangemessenes Gerangel darüber, wer Henry in die Abflughalle tragen durfte. Constance gab zwar bereitwillig zu, dass der Karton schwer war, aber sie war trotzdem durchaus in der Lage, ihn selbst zu tragen, *danke, Robert*. Als dieser ihre stahlharte Piratenstimme hörte, überließ er ihr das Behältnis unverzüglich.

Hoch über den Alpen saßen Constance und Lizzie auf ihren Plätzen in der Business Class und nippten an ihrem DOCG Prosecco di Conegliano-Valdobbiadene, genau so, wie Henry es festgelegt hatte. Der Karton war aus dem Gepäckfach hervorgeholt worden, in dem er sicherheitshalber während des Starts verstaut worden war, und ruhte nun auf der breiten, mit Walnussholz umrandeten Armlehne zwischen ihnen.

Eine junge Stewardess trat näher und rieb sich noch schnell etwas Lippenstift von den Zähnen. Sie sprach mit breitem, amerikanischem Südstaatenakzent, der durchaus charmant geklungen hätte, wäre da nicht dieser desinteressierte Unterton gewesen, der bei zwei attraktiven jungen Geschäftsmännern sicher nicht zu hören gewesen wäre.

»Soll ich Ihren Karton vielleicht für Sie verstauen, Ma'am?«, fragte die Stewardess und griff bereits an Constance vorbei, sodass klar wurde, dass es keine echte Frage gewesen war, sondern dass sie die beiden älteren Damen nur über ihre weiteren Absichten hatte aufklären wollen.

»Nein, danke«, erwiderte Constance fröhlich und so laut, dass die Stewardess einen Schritt zurückwich.

»Außerdem ist das kein *Karton*«, erklärte Lizzie. »Das ist mein Bruder.«

»Und mein Ehemann«, fügte Constance hinzu.

»Henry!«

»Wir bringen ihn nach Rom.«

»Henry liebt Rom.«

Die beiden alten Damen grinsten irre.

»Oh. Okay«, erwiderte die Stewardess offensichtlich verblüfft. »Gut, dann ... ähm ... rufen Sie einfach, wenn Sie etwas brauchen, okay?«

»*Grazie*«, bedankte sich Constance mit ihrer stahlharten Piratenstimme, und die Stewardess eilte davon.

Constance nippte an ihrem Prosecco. »Ich glaube, wir haben ihr Angst eingejagt.«

Lizzie nahm ebenfalls einen kleinen Schluck. »Ja, das ist wohl wahr.«

»Wir sind zwei furchteinflößende alte Schachteln.«

»Ja, das ist wohl wahr.«

Constance wandte sich an Lizzie und hob ihre Sektschale. »Auf furchteinflößende alte Schachteln.«

Klirrend stießen sie an.

Leonardo da Vinci I

»Eine lange und eintönige Periode des Wohlstands oder ein Ungemach in mittleren Jahren ist der beste Nährboden des Teufels.«

C.S. LEWIS, DIENSTANWEISUNG FÜR
EINEN UNTERTEUFEL

Der sonnengebräunte Mann trug ein ungezwungenes Lächeln zur Schau, das so wirkte, als fühlte er sich überall auf der Welt zu Hause, während er mit zwei Wasserflaschen in der Hand – eine mit Kohlensäure, eine still – den Mittelgang der Business Class des Airbus 380 hinunterschlenderte. Mit sechsundvierzig Jahren begann Alec Schack gerade, die Früchte seines Erfolgs zu genießen.

Er hatte Architektur studiert, doch sein Abschluss war mit einer riesigen Flaute in der Baubranche zusammengefallen, und da er mehr oder weniger als unvermittelbar galt, sah er sich gezwungen, einen Job in dem Lampengeschäft seines Onkels in Cincinnati anzunehmen. Als sein Onkel an einem Stromschlag starb, während er Weihnachtsbeleuchtung an einem Fenster anbrachte, bat Alecs verzweifelte Tante ihn, das Geschäft zu übernehmen. Es war nicht

die Art von Beruf, von dem Alec immer schon geträumt hatte, und die Arbeit mit Licht war auch nicht seine große Leidenschaft, aber sie gefiel ihm ganz gut, und er hatte offensichtlich ein Händchen dafür.

Innerhalb von drei Jahren eröffnete er zwei weitere Läden in Cincinnati, und in den darauffolgenden zehn Jahren kamen Niederlassungen in Cleveland und Toledo hinzu. Er überstand die Immobilienkrise ohne ernsthafte Verluste und segelte auf der Welle des Renovierungsbooms dahin, sodass er vor Kurzem seinen neunundzwanzigsten und bisher größten Laden in einem Einkaufszentrum in Los Angeles eröffnet hatte.

Es war der amerikanische Traum, und Alec wusste, wie glücklich er sich schätzen konnte, ihn tatsächlich zu leben. Viele seiner Konkurrenten hatten ihre Läden geschlossen, doch er war einer der wenigen, die überlebt und sogar noch expandiert hatten. Er wusste, dass er dankbar sein sollte, und die meiste Zeit über war er es auch. Aber manchmal eben nicht. In diesen Momenten vermutete er, dass sein Leben von außen betrachtet sehr viel besser aussah, als es tatsächlich war. Er hatte zwar nicht das Bedürfnis, alles hinzuwerfen und professioneller Golfer oder Gitarrist in einer Rockband zu werden, aber manchmal, wenn er um drei Uhr morgens aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte, hatte er das Gefühl, etwas zu verpassen.

Mittlerweile war er wieder in seiner Reihe angekommen und reichte die beiden Flaschen seiner Frau Meg.

»Still und mit Kohlensäure«, erklärte er und legte dabei so viel Unmut in seine Stimme, dass sie ihn auch sicher bemerkte. »Bloß für den Fall, dass du deine Meinung geändert hast.«

Meg wandte sich an ihren Mann, sah ihm aber wie üblich